

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

13 (16.1.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Karlsruhe, 16. Januar

Nummer 13 — 1915

Die Kraft des Angriffs.

Die Verteidigung ist das stärkste Prinzip der Kriegsführung; das ist seit Clausewitz, wie unsere früheren Darlegungen gezeigt haben, ein unumstößlicher wissenschaftlicher Grundsatz der Erfahrung. Aber nicht minder gewiß ist der andere Satz: Der taktische Sieg im Gefecht wie der strategische Erfolg im Feldzug kann nur durch den Angriff erzielt werden. Das scheint ein unlösbarer Widerspruch. Zunächst möchte man glauben, er könnte auf sehr einfache Weise aufgelöst werden.

Das natürliche Gefühl begeistert sich für die Minderheit, die einer Uebermacht trotzt. Der Mann am Schreibtisch trägt diesem Gefühl Rechnung und, da er sich den Beruf gibt, den Krieg mit sittlichen Zensuren zu meistern, taufet er sich von Tag zu Tag zwischen den moralischen Subdigungen für den eigenen Sieg (bei Vermeidung der Angaben, daß er durch die eigene zahlenmäßige Ueberlegenheit gewonnen sei) und den Beschimpfungen des Feindes, der so gemein war, durch seine Ueberlegenheit zu siegen. Der Strategie ist aber weder ein Ethiker noch ein Romantiker, am allerwenigsten ein ethischer Romantiker, sondern ein Techniker. Sein „Woh“ besteht gerade darin, die insgesamt verfügbaren Streitkräfte so hin und her zu schieben, daß an einer Stelle die eigenen Truppen dem Feinde überlegen werden. Das gilt sowohl zu Lande wie zur See. Und der Oberkommandierende, der diese Aufgabe der Konzentrierung überlegener Massen an einem Punkte verfaßt, würde nicht heroisch, sondern pflichtwidrig handeln. Durch diese Maßnahmen würde, so möchte die Lösung jenes Widerspruchs gedacht werden, die große Ueberlegenheit der Kräfte des Angriffs über das an sich stärkere Mittel der Verteidigung ermöglicht. Aber auch diese Lösung ist keineswegs vollkommen; denn dieselbe Kunst der Truppenanstellung übt gleichzeitig auch die Verteidigung, so daß der ursprüngliche Gegensatz der beiden Kriegsprinzipien wiederhergestellt ist.

Vielleicht ist aber die ganze Offensivstrategie, die mit stetig wachsender Energie zur beherrschenden Grundanschauung der leitenden Militärs geworden ist, nur das Erzeugnis des Friedens und für die erzieherischen Aufgaben im Frieden bestimmt. Sicher, der Paradebrill braucht die Offensiv; die Kavallerieattacke ist das ästhetische Schaustück der Paraden. Insofern, unter dem zwingenden Ernst der Kriegserfahrungen ist ja die Friedensausbildung immer mehr kriegerisch geworden, rein auf die Bedürfnisse des Krieges eingerichtet. Es ist klar, daß auch für diese Zwecke die Offensiv die Grundlage der militärischen Friedenserziehung bilden muß; nur sie kann jenen Mut, jene Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit entwickeln, die die Moral des Soldaten ist und die nur im Bewußtsein gefahrlos unaufhaltsamen Vorwärtstretens erreicht wird. So könnte immer noch die Möglichkeit bestehen, daß der Kultus des Angriffs nur um der erzieherischen Friedenserzählungen militärisch gepflegt, während der Krieg dann nur die anezogene Soldatenmoral, aber nicht mehr das zu dieser Erziehung benutzte Mittel verwendet. Aber auch diese Annahme ist irrig. Gerade nach den Kriegserfahrungen 1870/71, wo der stürmischen Offensiv der Deutschen der Erfolg zugeschrieben wurde, wurde die Lehre vom Angriff beherrschend. Die allgemeine Anschauung ist vielmehr, daß im Kriege nur die Offensiv zur Entscheidung führt. Lassen wir also einwirken den Widerspruch auf sich beruhen, und verweisen wir bei den Anschauungen der Kriegswissenschaft.

Clausewitz selbst, dem die Lehre von der Ueberlegenheit der Verteidigung verankert wird, ist Anhänger der Angriffsstrategie. Zwar hält er gegen jede Bestreitung nachdrücklich seine Anschauung fest, daß das stärkere Prinzip der Kriegsführung die Verteidigung sei. (Die Verteidigung hat ihre Stärken und Schwächen; sind die ersten auch nicht unüberwindlich, so kosten sie doch einen unüberhältnismäßigen Preis, und das muß von jedem Standpunkte aus wahr bleiben oder man widerspricht sich), aber Napoleon ist für ihn als Angriffsstrategie der Gott des Krieges selbst; so verteidigt Clausewitz gegen die Kritiken der Militärschriftsteller Napoleons stürmischen Vormarsch auf Moskau im Jahre 1812. Das Element der Verteidigung, das auch jeder Angriff enthält, — jede Raft im Vormarsch ist solch Stück Verteidigung — ist für das tätige Prinzip des Angriffs „ein bloßes notwendiges Uebel“, die „Erbsünde“, das „Todesprinzip“ des Angriffs. Der Erfolg im Angriff ist das Resultat einer vorhandenen Ueberlegenheit, wohlverstanden physische und moralische Kräfte zusammengekommen. Der Feldherr muß — durch den Angriff — das Gefecht suchen. Ist nun der große Sieg erfolgt, so soll von keiner Raft, von keinem Atemholen, von keinem Besinnen, von keinem Festhalten um die Rede sein, sondern nur der Verfolgung, von neuen Stößen, wo sie nötig sind, von der Einnahme der feindlichen Hauptstadt, von dem Angriff der feindlichen Hilfshere oder was sonst als der Unterstützungspunkt des feindlichen Staates erscheint. „Jeder Zwischenraum von einem Erfolg zum andern gibt dem Feinde neue Ausflüchte; die Wirkungen des früheren Erfolges haben auf den späteren einen sehr geringen Einfluß, oft keinen, oft einen negativen, weil der Feind sich erholt oder gar zu größerem Widerstand entflammt wird, oder neue Hilfe von außen bekommt, während da, wo Alles in einem Zuge geschieht, der getrigge Erfolg den heutigen mit sich fortzieht, der Brand am Brande sich entzündet.“

Von Bonapartes unglücklichem Feldzug 1812 sagt Clausewitz: „Sein Feldzug ist nicht mißraten, weil er zu schnell und zu weit vorgegangen ist, wie die gewöhnliche

Meinung geht, sondern weil die einzigen Mittel zum Erfolg fehlschlügen. Das russische Reich ist kein Land, was man förmlich erobern, d. h. besetzt halten kann, wenigstens nicht mit den Kräften jetziger europäischer Staaten und auch nicht mit den 500 000 Mann, die Bonaparte dazu anführte. Ein solches Land kann nur bezwungen werden durch eigene Schwäche und durch die Wirkungen des inneren Zwiespalts. Um auf diese schwachen Stellen des politischen Daseins zu stoßen, ist eine bis ins Herz des Staates gehende Erschütterung notwendig. Nur wenn Bonaparte mit seinem kräftigen Stoß bis Moskau hinreichte, dürfte er hoffen, den Mut der Regierung und die Treue und Standhaftigkeit des Volkes zu erschüttern. In Moskau hoffte er den Frieden zu finden, und dies war das einzige vernünftige Ziel, welches er sich bei diesem Kriege setzen konnte. Er führte also seine Hauptmacht gegen die Hauptmacht der Russen, die vor ihm zurück über das Lager von Drissa hinfortlieferte und erst bei Smolensk zum Stehen kam. Er riß Bagration mit fort, schlug beide und nahm Moskau ein. Er handelte hier wie er immer gehandelt hatte; nur auf diese Weise war er der Gebieter Europas geworden und nur auf diese Weise hatte er es werden können.“

In diesem Stile ist seitdem von den Kriegstrategen jeder Zukunftskrieg gezeichnet worden, und das Ungeheim des Angriffs hatte in der neuesten Zeit literarisch so zugenommen, daß die Militärschriftsteller kaum noch von Verteidigung zu reden wagten. Nimmt man dazu, daß ein anderer Satz von Clausewitz geradezu als die ewige Wahrheit aller Feldherrnkunst gilt, zum Kriegführen gehören keine besondere Gelehrsamkeit, nicht einmal großes Genie, die ungeheure Schwierigkeit für den Praktiker bestehe vielmehr darin, „den Grundfragen, welche man sich gemacht hat, in der Ausführung treu zu bleiben“ — so erhellt klar, welche entscheidende Bedeutung die einmal hinsichtlich der Mittel der Strategie angenommenen Grundsätze für den Willen des Feldherrn haben müssen.

Der Zunahme der Heereszahlen und der Intensität der Geschosse paßt die Kunst und die Lehre des Molke von 1870 an. Im Gegensatz zu Napoleon und Clausewitz ist und lehrt er die Truppenteilung, die sich erst zur Entscheidung zusammenfinden müssen. Für Molke erschöpfte sich in dieser Aufgabe sogar der Begriff der Strategie. Die versammelte Armee kann überhaupt nicht mehr marschieren. Wenn nun dennoch die Vereinigung aller Streitkräfte zur Schlacht unbedingt geboten ist, so liegt in der Anordnung getrennter Märsche unter Berücksichtigung rechtzeitiger Versammlung das Wesen der Strategie. In der Anschauung von Molkes Schülern gewinnt alles das Bild eines von allen Seiten konzentrisch anstürmenden Vormärtsdringens. Von den beiden Mitteln des Angriffs, Umsfassung und Durchbruch, wird die Umsfassung mehr und mehr als einzige Aufgabe, der Durchbruch als für kommende Kriege unmöglich erklärt. Am Ende des Jahrhunderts werden die „Stellungstreiter“ des Eingrabens und des Spatens verspottet. Im Angriff wird der Spatengebrauch vollständig verworfen. Sobald der Angreifer sich eingräbt, hat er nur örtliche Vorteile erreicht, und gibt, unter Verlust der errungenen moralischen Vorteile — den größeren Schatz gegen den kleineren verloren. Der in der Bewegung stehende, sich eingrabende Angreifer bedenkt nicht, daß dieselbe Straße, von der eingegrabenen Linie bis zur generischen Verteidigungsstellung, früher oder später doch einmal überschritten werden muß, wenn man sich der letzteren bemächtigen will; dann aber hat er es nicht mehr mit einem erschütterten, sondern mit einem den Anlauf in Ruhe erwartenden Gegner zu tun. Dieselbe Scheu, welche den Alltagsmenschen abhält, Vermögen und Leben auf eine Karte zu setzen, selbst wenn große Gewinne auf dem Spiele stehen, hält auch die meisten Führer ab (merkwürdigerweise in der Neuzeit nur dann, wenn Befestigungen in Frage kommen), ihre Absichten mit einem Schlage zum Ziele zu führen, lieber opfern sie Zeit und Blut, als mit fühnem Griff und unzählbarer Energie bis mitten hinein zu stoßen in das Zentrum der feindlichen Widerstandskraft. (Scheibert, die Befestigungskunst und Lehre vom Kampf.)

(Schluß folgt.)

Der Winter im russischen Dorf.

Schon lange bevor der Frost mit eifrigem Hauch über die unermesslichen Flächen des russischen Tieflandes dahinfährt, der biffige Nordwind an den Fenstern und Dächern rüttelt und wie ein wütendes Ungeheuer über Dörfer und Städte rast, schon lange bevor die grauen Schneewolken ihren weißen Segen zur Erde rieseln lassen, und das ganze russische Reich mit dem Mantel des Todes und der Stille bedecken, hat sich der russische Bauer auf den Einzug des Winters gerüstet. Jede Ritze seiner hölzernen Hütte, der aus Balken aufgeschichteten Holzhütte, wird sorgfältig mit Moos, Berg oder Lehm ausgefüllt, ein breiter Vorhang um das ganze Haus herum meterhoch aufgeworfen und mit Lehm oder Erde festgetreten. Doppelfenster werden vorgehängt, Strohdach auf das Dach geschüttelt, die Kaminsöffnungen so eng wie nur möglich gemacht, die ewig klappernde Haustür, durch die man nur gebüdt eintreten kann, zum Schließen gebracht. Holz und Brennstoffe aller Art werden in die Stube geschleppt; man muß auf alle Fälle und mit allen Mitteln darauf bedacht sein, der Kälte den Eintritt ins Innere des Hauses zu verwehren. So wird dann in der Stube ein künstliches Klima geschaffen, das der tropischen Temperatur sehr nahe kommt. Denn je kälter es draußen ist, je grimmiger der Frost durch die Mauer und Felze sticht, desto wärmer und wider muß die Luft in der Stube sein. Kein erwärmtes Kissen darf entweichen, kein heißer Lufthauch darf außen einströmen. In seiner Stube lebt der russische Bauer während des Winters, wie

in einem Treibhaus. Gut sechs Monate lang wird die Atmosphäre nicht geändert, obwohl der Wechsel zwischen der Stubenluft und der Straßenluft oft 40 bis 50 Grad Celsius beträgt.

Man begreift somit, daß das wichtigste Inventarstück des russischen Hauses der Ofen ist. Er nimmt denn auch ungefähr den vierten Teil der Stube ein. In ihm wird eine ununterbrochene Gluthitze unterhalten. Um ihn herum ziehen sich die breiten Holzbänke, auf denen die ganze Familie, Nachbarn und Freunde den Tag zubringen, auf denen sie sich in der Nacht ausstrecken. An dem Ofen werden die nassen Pelze und Mäntel zum Trocknen aufgehängt, auf ihm stehen die Schale, die aufgetaut werden müssen, in dem Ofenrohr kocht das Essen, siedet das Teewasser, trocknen die Strümpfe oder die Handschuhe. Wer von außen hereinkommt, steigt die steinerner Miniaturtreppe, die auf eine Rinne führt, empor und läßt sich von der ausstrahlenden Wärme durchglücken, oder besser gesagt, durchbraten. Das Kissen, das in einer solchen Stube entsteht, kann man sich so mit sehr lebhaft vorstellen. Ein Fremder würde es in ihm keine Minute ohne einen Erschütterungsanfall aushalten können. Der russische Bauer mit seiner Familie dagegen fühlt sich in seinem wohlgeheizten Element. Die Luft muß stehen, wie er sich ausdrückt, sie muß, wie wir sagen, mit Löffeln zu schöpfen sein. Und an dieser Wohlthat soll auch der ganze Kleinviehbestand Anteil nehmen. Die jungen Ferkel, die in den Schweinefellen doch erfrieren würden, werden deshalb in die Stube genommen und dürfen sich unbeforgt neben die Kinder legen. Das junge Kalb, die Ziegen oder die Schafe werden selbstverständlich nicht der Gefahr des Erfrierens, die sie in den Ställen bedroht, ausgefetzt, da in ihnen doch der ganze Reichtum des Bauern besteht, sondern fürsorglich am Ofen festgebunden und dürfen mit ihren melodischen Stimmen das Jhrige zu der Unterhaltung beitragen. Daß dadurch die Luft nicht besser wird, stört den russischen Bauern weiter nicht, daß sich gewisse andere Haustiere, so klein sie auch sein mögen und so emsig durch sie die Hände beschäftigt werden, sich lebhaft vermehren, tut der Gemütlichkeit keinen Eintrag. Sie wohnen wirklich brüderlich nebeneinander. Der russische Bauer vermeidet sogar alles, was den Frieden seiner kleinen Freunde stören könnte. So wechselt er zum Beispiel die Kleider nur höchst selten, ja, er zieht sich sogar des Nachts nicht aus, sondern legt sich in voller Ausrüstung auf den Ofen oder die Ofenbank. Nur am Samstag müssen die Pelze und Lappen dran glauben, denn dann wird ein Dampfbad genommen. Zu diesem Zwecke wird der Ofen fürchterlich geheizt, dann werden mit Wasser gefüllte Blechgefäße in ihn gesetzt, aus denen sich ein starker Dampf entwickelt. Und schließlich kriecht von der Kammer ein nach dem andern in den Ofen hinein und läßt sich gründlich ausdampfen. Im russischen Bauerndorf wird nur der als unfauber betrachtet, der am Sonntagmorgen ungedämpft zur Kirche kommt.

An den langen Abenden geht es in diesen russischen Bauernstuben oft bewegt zu. Die schwermütigen Volkslieder erklingen, ein musikhundiger Bursche spielt zum Tange auf und auf dem trocknen Lehmofen drehen sich die Paare. Am Ofen sitzen die Frauen und spinnen, die Männer flühen ihre Bast- und Pelzschuhe oder erzählen sich Märchen und Gespenstergeschichten. Ein eigenartiges Dämmereisen hängt während des ganzen Winters diese russische Bauern.

Man glaube ja nicht, daß es sich hier um Ausnahmen handelt, denn insgesamt gehören neun Zehntel der russischen Bevölkerung zu der eben geschilderten Klasse.

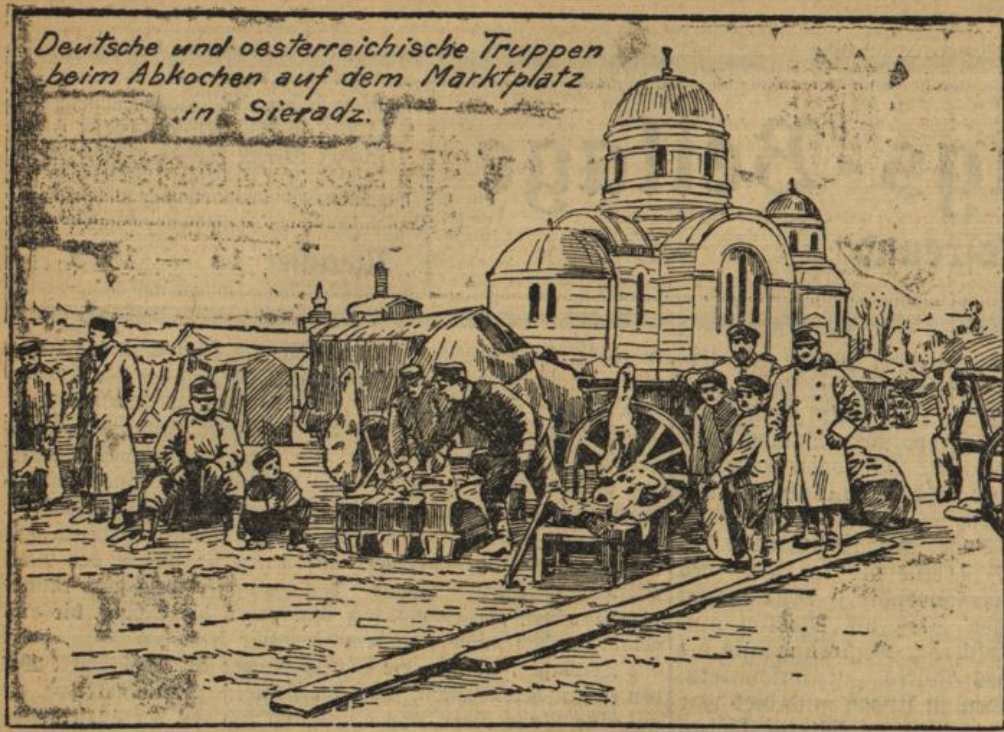
Aus feldpostbriefen.

Schreckliche Verluste der Russen.

Gr. S., den 9. 12. 14.

Ihr Lieben!

Seute abend um halb 7 Uhr sitze ich hier ganz allein auf stiller Nacht und schreibe. Soeben sang ich noch alle Lieber, welche ich kannte, im Dunkeln, es wurde mir so wehmütig gemut. Schnell stecke ich ein Licht an und fange an zu schreiben, um die Gedanken, die ich nach dem letzten Gesang hatte, zu verzeichnen. Es war ein trauriges Bild. Am Sonntagabend um 10 1/2 Uhr kam der Alarm durch die Schützenlinie: „Fertig machen!“ und alles stand in gespannter Lage im Schützengraben, das Gewehr kampfbereit umschlossen. Es galt jetzt, alles daran zu setzen, keinen Russen durchkommen zu lassen. Der Himmel war halb bewölkt. Von links ging es los; erst fiel ein Schuß. Dann, als wenn die Hölle zusammenfiel, ein Getöse und Säusen; es wurde immer wilder, aber fester standen wir, immer noch trotz des Augen, gespannt, ob er auch hierher kommt? Nein, er blieb weg; leicht wurde es ihm nicht gemacht, bei uns durchzubringen. Zweieinhalb Stunden dauerte dieses Getöse. Am anderen Morgen standen wir noch so, um 6 Uhr hieß es: „Mannschaft kann ruhen, alle Gruppen haben einen Doppelposten zu stellen.“ Ich blieb stehen; ein Meldereiter kam vorbei, sein Pferd war verwundet, er sagte nur: „Schrecklich, Kamerad!“ Eine stumme Handbewegung schenkt mir alle weiteren Fragen ab. Später kam eine Patrouille, welche eine Meldung zu überbringen hatte, die sagte mir, ohne daß ich gefragt hatte: „Kamerad, die neuesten Nachrichten! Die Russen sind geschlagen, wir sind Sieger geblieben.“ Das freute mich wohl, aber die Verluste! Kaum weise lagen sie da. In den Stacheldrähten lag nicht einer an jedem Stabe, nein, fünf bis sechs Mann hatten sich umklammert; viele knieten, als ob sie lebten, denn der Stacheldräht war mit einem elektrischen Strom durchseilt. Und dann erst hinter dieser Leichenmauer die von den Maschinengewehren Dingemachten. Es ist kaum zu sagen, es war schrecklich! Die Russen wurden, wie die Gefangenen ausfragten, von den Offizieren mit der Pistole in der Hand vorgejagt; dann knieten die Offiziere hinter der Deckung nieder und schossen die, welche umherliefen, nieder. So liefen die meisten in sinnloser Angst auf Plattenminen und Teufelslöcher. Alle diese Löcher waren voll, über die Leichen hinweg liefen die Russen vorwärts und ließen sich gefangen nehmen. So sind 1800 Mann untergefallen in unsere Hände gefallen. Am Sonntag kamen Truppen an ohne Gewehr und ergaben sich; sie wollten nicht mehr; alle sehen verzweifelt aus und bitten um Brot, das wir ihnen sofort geben. Die Kinder freuen sie sich; es sind alles Landwehrlente wie wir, welche auch Frauen und Kinder haben und den Frieden herbeiwünschen. Kleine Truppen sind nicht mehr da, es ist alles zusammengewürfeltes Zeug, welches gegen uns kämpft.
(„Gott. Echo.“) Seid herzlich gegrüßt von Hermann.



Deutsche und oesterreichische Truppen beim Abkochen auf dem Marktplatz in Sieradz.



Deutsche Schleichpatrouille vor dem Feind.

Das Kriegsschiff im Kampfe.

Aus einem Kriegsbriefe teilt das „Hamburger Echo“ dieses mit: Lieber Willi! Deinem Wunsch gemäß will ich, soweit es in meiner Kräfte steht, etwas ausführlicher über unsere Fahrt nach V... berichten. Kurz nach Mittag stand am Maschinenbureau der Befehl angehängt: „5 Uhr Dampf auf — auf alle Kräfte.“ Ein Zeichen für uns, daß draußen wieder einmal „dicke Luft“ ist. Vorbereitung zu Mar-Schiff! ist der nächste Befehl. Ein Höfen und Rennen beginnt. Aus allen Böckern kommen die ortsfundigen „blauen Jungen“ heraufgestürzt. Jeder auf seine Station; denn viel ist zu tun, um das Schiff in gefechtsbereiten Zustand zu bringen. Rangertüren und Luken schließen, Kelling niederlegen, Munition mannen, Verbauzeug Marstellen, Schotten schließen und anderes mehr. Alles Arbeiten, die im Handumdrehen überwältigt werden müssen. Bei abgehendem Schiff, im Dunkel des Abends werden die Torpedoschubringe geborgen. In wenigen Minuten ist dieses Manöver beendet. Die erste Kriegswache besetzt die Geschütze und ein Teil der zweiten geht auf die Bad zum Ankerlichten. Anfangs setzt sich das Spill in Bewegung. Eine Kettenlänge nach der andern verschwindet in dem unergründlichen Kettenkasten. Nach ein kurzer Rud und die Flügel des Patentankers klagen wie angezogen an der Vordrüse. Die Geschütze querab gerichtet, langsam hart Steuerbord drehend, verlassen große und kleine Kreuzer in der Meereslinie den Hafen. Nach Passieren der vielen Untiefen werden die Umdrehungen der Schrauben langsam erhöht. Ein Brausen und Seulen beginnt in den Ventilationsröhren, hervorgerufen durch die schnellen Umdrehungen der Ventilationsmaschinen, welche den Feuer neuen Sauerstoff zuführen. Schweißtriefend stehen die Geizer in den Kaminen, dem mimmerfalten Feuer neue Nahrung gebend und es von den Schloten befreit. Schwarz wie die Nacht, eine dicke Schichtenhaube auf dem Meer, sind die Trimmer bemüht, den Transport der Kohlen in die Heizräume aufrecht zu erhalten. Taupfropfen gleich laßt das unterirdische Def von der Decke. Im Def gebadet steht das Bedienungspersonal der Maschinen da. Kreuztopf und Gleitbahn sind heiß. In den Lagern lodt förmlich das Öl. Die Rauchwolken entfeigen, von der starken Ventilation durchzogen mit Feuergerben, den gedungenen Schornsteinen. Infolge der hohen Fahrt wächst weißer Dampf durch die Ankerklüfen, Kesselwasser, einer Chauffee gleichend, weit hinter uns lassend, fahren wir unsern Ziele entgegen. Kurz vor Mitternacht treten wir auf der Schanze an, um die St. S. Wache abzuschließen. Mühsam nur arbeitet sich der Vollmond durch die dichte Luft, unsern Kreuzer in matten Silberglanz hüllend. Ein schauerlich-schöner Anblick bei der magischen Beleuchtung. Die wenigen Worte des Artillerieoffiziers: „Ein Vorstoß nach dem Westen — um 8 Uhr sind wir da, was dann kommt, werden Sie schon erfahren.“ genügen, uns von der Wichtigkeit unserer Aufgabe zu überzeugen. Jetzt vertrauen auf unsere Vorgesetzten, gehen wir auf unsere Station. Große Freude herrscht unter allen. Endlich bietet sich Gelegenheit, dem Engländer eins auszuwichsen. „Die deutschen Matten werden der Bullbögge die Kiste anfreissen“, so hieß es im allgemeinen. Verschiedene feemännliche Kraftausdrücke schwirren durch die Telefonverbindungen von Geschütz zu Geschütz. Man derber fluch auf die Granaten geschrieben. Weiter geht es mit rasender Fahrt. Der Gefahr der englischen Minen waren wir uns kaum bewußt. Im Morgengrauen werden sämtliche Sachen, die für die Tagsschlacht nicht in Frage kommen, unter Panzerhaub gebracht. Von Ungeduld getrieben, sieht die Freiwache an Deck, jeden Augenblick das Anschlagen des Generalmarsches erwartend. Endlich nach vierstündigem Warten ertönt der Pfiff. „Mar Schiff zum Gefecht! In wenigen Sekunden die Geschütze voll besetzt. Richtung und Entfernung sind schnell eingestellt und bald ist das Visier auf den Abkommenspunkt „die Kiste“ eingerichtet. Atemlose Stille herrscht auf den Geschützen. „Salvo feuern!“ Schall ertönen die Feuerlöden. Ein leichter Druck auf die Abfeuerung und die erste Breitseite ist auf dem Wege zur englischen Küste. Lebendig wird es jetzt an den Geschützen. Höhenrichtmaschinen, Munitionsaufzüge und das Dampfen der Verschlüsse erzeugen einen Höllenlärm. Einen dumpfen Ton gibt das Ansehen des Geschosses vor sich, Happernd folgt die Kartusche und mit laugendem Geräusch schiebt sich der Verschluss vor die Ladeöffnung. Augenblicke sind es nur: exakt führt die Bedienung jeden Schuss aus. Lautlose Stille so lange, bis die zweite Salvo die Mündung verlassen hat. Einige Veränderungen der Entfernung und Seitenverschiebung folgen. Wieder eine Salvo. So geht es fort, bis „Galt! Batterie, halt!“ den Verderben bringenden Schlünden Schweigen gebietet. Unsere Kreuzer nahmen sich einige kleine Kratzenfahrzeuge vor. Was diese sonst noch vernichteten, das hat uns der Engländer selbst erzählt, indem er den Verlust seiner U-Boote bekanntgab. Unser Zweck war erfüllt. Bald Ziel, bald Dwarlinie fahrend, suchten wir auf der Seintreite die Geschütze nach Kreuzern und Zerstörern ab. Jedoch kam nichts deraufsehen in Sicht. Erst jetzt erfahren wir, welchen Ort wir beiseite haben und daß die Ende von Erfolg gekrönt war. Bei dichtem Nebel langten wir wieder im Hafen an.

Eine gehörte Diskussion.

Rußland, 16. 12. 1914.
 Werte Genossen! Wir Ihr wißt, bin ich bei einem Truppenregiment, der wohl der gefährdetste ist im Felde. Es ist die schwere Artillerie. Wo unsere Geschütze einmarschieren, da wächst kein Kraut wieder. Die Zusammensetzung der Mannschaft ist auch eine vielseitige. Es sind alle Landesteile vertreten. Wenn ich die Zeitung bekomme, so rufen alle, die ein Interesse an den Ereignissen haben: „Ach, jetzt gibt es was neues!“ Wir versammeln uns abends in unserm Quartier und ich muß dann die

Vorlesung übernehmen, und so weit meine Kenntnisse reichen, alles erklären. Ich habe die Zeitung noch nicht aus der Hand gelegt, so kommen schon die Vurschen von den Offizieren und holen die Zeitung. Als wir eines Mittags bei der Feldküche standen, sagte ein Offiziersstellvertreter: „Na, Sie Sozialdemokrat!“ Ich sagte: „Wieso?“ Da sagt der Herr, er habe die Zeitung erst bloß aus Neugier gelesen, aber nun gemerkt, daß es ein sozialdemokratisches Blatt sei. Ich fragte, ob er was gefunden hätte, was ihm nicht gefiel. Das gerade nicht, meinte er, aber dies und jenes wäre doch nicht richtig. Im allgemeinen seien die Sozialdemokraten böse Menschen. (Seine weitere Bemerkung zeigte, daß er zum Zentrum gehörte.) Ich bin dann mit dem Herrn in ein Wortgefecht gekommen, bis uns eine russische Granate störte. Die Russen schiden uns immer zu Mittag etwas Salz und Pfeffer in Gestalt von Granaten und Schrapnell. Wir sind daran gewöhnt und denken uns nichts dabei. . . .

„Bäre Jaures nicht erschossen . . .“

Einem vom Braunschweiger „Volksfreund“ veröffentlichten Brief eines im westlichen Felde stehenden Wolsenbütteler Genossen ist folgendes entnommen: . . . Was die Bevölkerung betrifft, so sind die armen Menschen zu bedauern. Die Behandlung durch uns ist sehr gut, wir tragen uns und verständigen uns auch ganz gut. Die Turfos, welche vor uns hier im Dorfe lagen, haben sehr gehauft, Geldschänke aufgedröhen, den Leuten das letzte genommen und die Käufer vollkommen verjagt. Das Getreide ist gar nicht reingekommen, was jetzt nicht mehr drauhen liegt, ist von uns gebräut. Der Acker ist zum Teil von unserm Truin gepflügt und bestellt, damit die Not im nächsten Jahre nicht gar zu groß ist. Bei unserer Offizieren löst zurzeit eine Französin, deren Mann unfer ist und auch beim französischen Heere steht. Dieses arme Weib hat seit dem 23. August schon keine Nachricht mehr von ihrem Manne. Selbiger ist auch Sozialdemokrat wie auch die Frau. Bäre Jaures nicht erschossen, sagt sie, so hätte dieser unglückselige Krieg nicht stattgefunden. Dieses junge Weib, welches ein Stühres Mädchen hat und in . . . ein eigenes Haus, welches ebenfalls auch schon den Granaten zum Opfer gefallen sein wird, wird von uns natürlich so gut es irgend gehen will, unterstützt. Die Einwohner werden auch von der Militärverwaltung mit Essen erhalten, da sie sonst ganz verhungern würden. . . . Wie glücklich hingegen die Menschen in Deutschland sein können, wissen diese leider nicht zu schätzen. . . .

Kleine Nachrichten.

Die bibelsteife Einquartierung. Ein omifantes Einquartierungsgeheimnis wird der „B. J. am Mittag“ erzählt: Der Stab des . . . Infanterie-Regiments wurde auf einem alten Gutshof in der Gegend von Meims einquartiert, in dem schon vor längerer Zeit Deutsche in Quartier gelogen hatten. An der Haustür der im ganzen gut erhaltenen Wohnung fanden nun die neuen Gäste in deutschen Buchstaben die Inschrift: „Jesus Sirach 31, 18“, die dann nachher von den Franzosen aus irgend einem Grunde nicht beseitigt worden war. Die deutschen Soldaten waren natürlich mit Wibel nicht ausgerüstet und konnten infolgedessen nicht erraten, was dieses Bitt bedeuten sollte. Erst der später eintreffende Folgegeistliche war in der Lage, das Bibelwort zu entziffern; es bedeutete nämlich: „Glaubet nicht, hier gibt es viel zu freissen!“ — Leider erfüllte sich diese Prophezeiung in volstem Maße.

Feldgrau Wagnertritt. Man schreibt der „Frankf. Ptg.“: Unsere beiden Feldgrauen haben als Verwundete jetzt bekanntlich häufig Gelegenheit, unsere Opernhäuser zu besuchen. Dabei mag gar mancher nun erstmalig in seinem Leben in die Theater der höheren Kunst eingeweiht werden. Als neulich einer von unsern Feldern, ein hübscher Bursche, von einem Offizier gefragt wurde, wie es ihm denn in der „Götterdämmerung“ gefallen habe, antwortete der biedere Füsilier treuerherzig: „Der Hauptmann, lieber drei Tage im Schützengraben!“

Ein Passierschein für den Himmel. Im Londoner British Museum befindet sich ein außerordentlich interessantes Schriftstück, das überdies sehr wenig in der Öffentlichkeit bekannt ist. Es handelt sich um einen in aller Form ausgestellten Pass für einen Verstorbenen, der bestimmt war, ihm den Eintritt ins Paradies zu sichern. Der lateinische Text dieses merkwürdigen Schriftstücks lautet in wortgetreuer Uebersetzung wie folgt: „Makarios, durch die Gnade Gottes Erzbischof von Kiew, Polzig und der russischen Lande, an unsern Herrn und Freund Sankt Petrus, Pöchner des allmächtigen Gottes. Wir machen Dir kund und zu wissen, daß heute fürst Theodor Wladimirovich heimgegangen ist. Wir bitten Dich, den Verstorbenen auf geradem Wege und ohne Hindernis und Aufschub in das Himmelreich Gottes einzulassen. Wir haben ihn von allen seinen Sünden frei und ledig gesprochen und ihm unsern Segen erteilt. Es besteht deshalb kein Grund, ihm den freien Eintritt in das Paradies zu verweigern. Trogdem erodeten wir es für richtig, das beifolgende Zeugnis seiner Sündlosigkeit auszustellen. Gegeben in unserm Kloster zu Kiew am heutigen 30. des Jahres 1911 von der göttlichen Preiswürdigung an gerechnet. Gezeichnet Makarios, Erzbischof von Kiew, Polzig und aller russischen Lande.“ Ein hässlicher Schriftsteller versichert, daß ähnliche Passierscheine seit dem Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert in Rußland häufig ausgestellt wurden. Allerdings war es nur den rechtsgläubigen Mitgliedern reicher Familien möglich, sich diese Pässe zu verschaffen, die man nicht gedenkenweise abgab, sondern die man sich im Gegenteil sehr teuer bezahlen ließ.

Die Ursache des Weltkrieges — der geschlichte Rod. In den Camiffsstimmen finden wir folgende Erklärung des Weltkrieges: Ein Grund für die Katastrophe des Weltkrieges ist die schamlose, der Hölle entkriegen weibliche Kleidermethode, die so viele junge Leute, und Gemenner sogar, verführt hat; Gott wollte diese seine Geschöpfe nicht mehr ansehen, er wendete das Antlitz seiner Gnade von den Menschen, die solch schamloses Auftreten duldeten, hinweg und zeigt nur das Antlitz seines gerechten Jornes und er wird es so lange zeigen, bis diese schamlose Modestellung der Frauen mit Verachtung gestraft oder durch das Volksgericht abgeschafft wird. Wollen die Völker den Frieden, so schaffe man die Ursachen des Krieges aus der Welt — und die Ursachen sind die himmelschreienden Sünden der Gläubens- und Sittenslosigkeit und der öffentlich sich brecht machenden Vergernisse Vae munda a scandalis, wehe der Welt um der Vergernisse willen! . . . Also hat der geschlichte Damenrod den Weltkrieg auf dem Gewissen!

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

„Die Markederin“. Unter diesem Titel erschien kürzlich im Rahmen der beliebten Vorwärts-Bibliothek die unter dem Namen Madame Therese bekannte Erzählung von Erelmann-Chatrian. Es ist recht zeitgemäß, daß unser Berliner Parteiverlag gerade jetzt erneut weitere Kreise mit den Taten der Markederin Frau Therese bekannt macht; denn auch in der Unterhaltungsliteratur wird jetzt vielfach der kriegerische Einschlag verlangt. In dieser Erzählung ist beides vereint. Der Leser lernt die Zeit der Revolutionskriege kennen, und er findet dennoch eine spannende Erzählung. Und darum glauben wir, daß das Buch „Die Markederin“ auf vielen Weihnachtsfesten zu finden sein und immer wieder mit großem Interesse gelesen werden wird. — Der fämiad ausgestattete Band kostet wie alle Bände der Vorwärts-Bibliothek nur 1 Mk. Alle Volksbuchhandlungen halten die Bände der Vorwärts-Bibliothek vorräthig.

Der „Europäische Krieg in altentworfener Darstellung“, herausgegeben von Dr. Friedrich Purlich, Verlag von Felix Meiner, Leipzig, für Oesterreich Hugo Selter u. Ko., Wien, 4. Biefe. Je länger der große Krieg andauert, desto dringender wird von vielen das Bedürfnis empfunden, sich noch einmal im Zusammenhang über einzelne Phasen desselben zu unterrichten. Hierzu bietet das vorstehend angezeigte Werk, dessen 4. Lieferung die Darstellung bis Ende Oktober fortführt, die denkbar beste Grundlage. In lebendiger, flotter Darstellung, die Anschaulichkeit mit wissenschaftlichem Ernst vereint, wird die Entwicklung der Dinge von der deutschen Mobilmachung an uns vorgeführt, wobei wichtige Aktenstücke im Wort wiedergegeben werden. Eine reiche, streng objektiv getroffene Auswahl internationaler Zeitungsstimmen aller Richtungen, die ein bald nur noch sehr schwer zu beschaffendes und für die innere Geschichte der Zeit doch so außerordentlich wertvolles Material darstellen, sind beigefügt. Außer der Schilderung der kriegerischen Ereignisse ist eine systematische Uebersicht über die wichtigsten Vorgänge in den einzelnen deutschen Bundesstaaten und in den Ländern des Auslandes gegeben. Ein eingehendes alphabetisches Register erleichtert noch besonders die Benutzung des Werkes, das für jeden, dem es um eine frische und doch gründliche Schilderung der jetzigen großen Zeit zu tun ist, unentbehrlich sein wird. — Die 5. Lieferung, die die Ereignisse bis Ende November behandelt, ist ebenfalls erschienen.

Das Januarheft der altbewährten Zeitschrift „Kinderherberge“ des Verlags J. S. Schwerin, G. m. b. H., Berlin W. 57, Kurfürstentrasse 15-16, ist soeben erschienen. Der überreiche Kleidungsstil wird sachlich ergänzt durch eine Fülle praktischer Winke für den Winter, sie sorgt außerdem durch die Unterhaltungsbeilage „Für die Jugend“ vielseitig für das Vergnügen der Jugend. Abonnements auf „Kinderherberge“ zu 25 Pf. pro Nummer oder 75 Pf. pro Quartal frei Haus bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probenummern durch erstere und den Verlag J. S. Schwerin, G. m. b. H., Berlin W. 57.

Von der altbekanntesten „Großen Moberwelt“ mit Fächerbignette des Verlags J. S. Schwerin, G. m. b. H., Berlin W. 57, Kurfürstentrasse 15-16, ist soeben das Januarheft erschienen. Ein den Zeitereignissen entsprechender, interessant illustrierter Unterhaltungsstil mit Roman ist dabei keine unangenehme Zugabe. Abonnements auf „Große Moberwelt“ mit Fächerbignette (man achte genau auf den Titel!) zu 1 Mk. vierteljährlich, wofür sechs Nummern geliefert werden, nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. Probenummern durch erstere und den Verlag J. S. Schwerin, G. m. b. H., Berlin W. 57.

Aus der Feder Oberstleutnant Frobenius erscheint jetzt unter dem Titel „Durch Not und Tod“ im Doppelverlag Tempus-Wien und Freytag-Leipzig eine Serie höchst packender Schilderungen aus dem gegenwärtigen Weltkrieg. Bis jetzt sind zwei Bände des vornehm ausgestatteten Werkes zur Ausgabe gelangt, dem wir es keineswegs zum Nachteil anrechnen, daß es auf den landläufigen höchst fraglichen Illustrationschmud völlig verzichtet. Dafür bietet der Text meisterhafte Schilderungen verschiedener markanter Abschnitte aus dem Kriege und mit geschickter Auswahl sind sowohl die bedeutendsten Momente aus den Kämpfen der deutschen wie der österreichisch-ungarischen Armee herausgegriffen. Bei der Beschaffung des Materials wurde Oberstleutnant Frobenius von seinem Sohne, dem bekannten Mäker, dessen Künstlerhand der wirkungsvolle Umschlag zu danken ist, aufs Beste unterstützt. Die in Form und Inhalt gleich bedeutungsvolle Veröffentlichung darf des Interesses weifer Kreise sicher sein, umomehr, als der beiseidene Preis von 1 Mk. per Band oder 25 Pf. per Lieferung in keinem Verhältnis zu dem inneren Werte des Werkes steht.